

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 48 — Sonntag, den 29. November (1. Advent)

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptchriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

✱ Es weihnachtet in unserem Erzgebirge ✱

Der 1. Advent ist angebrochen — für Erzgebirgler hat dieser Sonntag einen ganz besonderen Glanz. Weihnachten steht vor der Tür! Das ist in unserem Erzgebirge ja ganz etwas anderes als anderswo. Die Großstädter mit ihrem Hasten und Treiben können uns gleich gar nicht verstehen. „Was die nur haben, da droben im Erzgebirge“ — so denken sie, wenn sie zufällig jezt einmal ins Gebirge kommen und in den engen Wohnräumen erzgebirgischer Hütten und Häuser große Kisten und Kasten stehen sehen, aus denen man die geheimnisvollsten Dinge auspackt. Die Weihnachtsecke wird vorgerichtet — wißt Ihr denn nicht, was das für uns bedeutet! Und wäre unser Stübchen noch so klein, die Weihnachtsecke, die noch vom seligen Großvater stammt, die er mit viel Freude selbst gefertigt hat, weil er eben ein Schnitzer war wie all die alten Erzgebirgler; diese seine „Ecke“ stellen wir

natürlich auch in diesem Jahre wieder auf. Das ist doch selbstverständlich. Daß sie uns immer gut erhalten bleibt in all ihren Einzelheiten, in den geschnitzten und gemalten Figuren, deshalb ist sie gut verpackt gewesen und hat nun das ganze Jahr hindurch oben unterm Boden dem neuen Christfest entgegengeträumt. Jezt ist's bald wieder so weit, und deshalb stehen die Kisten und Kasten in der Stube. Sorgfältig werden die einzelnen Figuren ausgepackt. Ohne einige Reparaturen geht es natürlich trotz aller Sorgfalt bei der Aufbewahrung der Schnitzereien kaum ab. Nicht nur die Christgeburtfiguren gilt es wieder vorzurichten, auch Bergmann und Engel haben etwas gelitten, und nun sehen wir den Vater mit dem Pinsel die Farben nachziehen. Bis in die Nacht hinein wird da im Stübchen gebastelt und geschnitzt, und der alte „Saager“ an der Wand hat vielleicht längst schon

Mitternacht geschlagen. Aber er macht das mit recht weihnachtlichem Klang, denn er kennt ja die Erzgebirgler, die hier im Hause wohnen, und denen er schon so manche Stunde voll Freud und Leid angezeigt hat — es weihnachtet im Erzgebirge. Die Kinder sind längst schon zu Bett gebracht, da räumt auch die Mutter die Puppenstube für Pottchen hervor. Neue Vorhänge sind anzubringen, Fröhchens Spielzeug ist zu leimen, es gibt alle Hände voll zu tun. — Der erste Advent ist so recht der Auftakt zu einer Arbeit, die von weihnachtlicher Freude erfüllt ist. Nicht überall in der Welt sieht man dem Weihnachtsfest mit solcher Vorfreude entgegen, wie gerade bei uns. Das Erzgebirge in seiner Armut bereitet dem Christkind einen besonderen Boden für seine Ankunft. Das ist ein Erbgut unserer Väter, der frommen Bergleute aus dem silbernen Erzgebirge. Sie, die tagtäglich in Gefahr standen und tief unter der Erde schürften, wußten, daß sie ohne ihren Herrgott nicht sein konnten. Er mußte sie alle Tage behüten, und er schenkte ihnen das Tageslicht alle Tage neu, wenn sie aus der Grube stiegen. So hat das Licht des Bergmanns das Licht aus himmlischer Höhe immer gesucht, und so suchten die Bergleute auch ihr Christkind in rechtem Weihnachtsglanz. In ihren Stuben mußte es zu Weihnachten ganz hell sein. Deshalb schnitzten sie sich Bergleute, Engel und Türken als Lichtträger und schafften sich eine Christgeburt, in der sie recht viele Lichter anzündeten. An den Fenstern stellte man die große Lichtparade der Bergleute auf, die noch heute in unserem Erzgebirge auch der ärmsten Hütte zur Weihnachtszeit einen festlich-frohen Glanz geben. Draußen ist finstere, lange Nacht, aber im erzgebirgischen Stübchen ist Licht und Leben — Vorweihnachtsfreude im Erzgebirge. Bald glänzn hall de Lichtn aus jedn Fensterla raus, bald zieht dorch jedn Stüwl Bornkennel ei un aus.



Unser Bild ist dem „Erzgeb. Haus- u. Heimatkalender“ entnommen. Verlag Kellers Ww., Stollberg

Auf dem Wege der Pflicht

Winterszeit, rauhe Zeit! Kennt Ihr den Winter im Gebirge? Manche sprechen von einem „sächsischen Sibirien“; das ist Redensart! Wenn ich Euch im Sommer gerade dorthin führe, seht Ihr Gegenden, die, wie anderswo, eine gütige Natur mit manchem Stück aus ihrem Schmuckkästlein geziert hat. Selbst das ödeste Stück Gebirgsland, die braune Haide, ist nicht ohne Reiz und hat ihre eigene Schönheit. So eine Art Steppenschönheit ist's und Steppenmelancholie, die darüber liegt, sonderlich wenn die heiße Sommer Sonne darüber brüht und wenn das eintönige Biennegesumme zwischen den lilaroten Eriklabäuten andauert, lau- los aber andere Repräsentanten des Lebens, die goldgrünen und bronzefarbenen Käfer langbeinig zwischen ihrem Flechtengesträuch dahinschreiten, oder die schuppige Eidechse pfeilschnell über das kurze Seidenmoos dahinschlüpft. Im Sommer ist's eben überall schön, und im Winter — in unseren Breiten — ist's überall rau, zeitweise und stellenweise eben mehr oder weniger. Oder meint Ihr, das in Lumpen gehüllte Elend friere nicht in den blendend erleuchteten Straßen der Großstadt, wenn die Schneeflocken um die Scheiben der Gaslaternen tanzen und der Ostwind knochenschauernd durch die breiten Straßen pfeift. Stellenweise ist er härter durch längere Dauer, durch mehr Schnee, der Winter; das ist aber nicht bloß im sächsischen Sibirien der Fall, das kommt auch anderswo vor, und das sage ich nur damit man nicht meint, ich wollte durch das, was ich mitteile, weils eben nicht fern von der so gescholtenen Gegend sich zugetragen, den schlechten Ruf derselben auffrischen.

Früher, als der Verkehr, der heute ein stattlicher Herr geworden ist, noch ein Kind war, da wurden, sonderlich in den abgelegenen Gegenden, seine ersten Gehversuche, wie das ja bei Kindern so üblich, durch alte Weiblein unterstützt; es soll heutzutage noch einige wohlerhaltene Exemplare von Botenfrauen geben. Solch ein Botenweiblein war fast ausnahmslos alt, man kannte es meist aus keiner andern Epoche seines Daseins, sein Aussehen hatte etwas Mumienhaftes. Wind und Wetter, Sommerhitze und Winterkälte wirkten auf die Menschenhaut wie des Gerbers Beize, und daß dies alles den Botenfrauen zukam, ist sicher. Da ist gar manche in ihrem Beruf gestorben, die von der Stadt her den Bewohnern „der Einzecht“, wie man im Gebirge sagt, den Segen der Kultur in verschiedenerlei Gestalt im Tragkorb zuführte und, ohne im Dienste der Turn- und Taxis'schen Post offiziell angestellt zu sein, Brief- und Paketbeförderungsmittel war. Es ist mir aus einer Gebirgsgegend erinnerlich — das war noch nicht einmal „das sächsische Sibirien“ — daß solcher Botenfrauen zwei am 9. Mai erfroren, im Mail! Das ist so etwa einige und zwanzig Jahre her; heutzutage, bei den guten Wegen, wo jedes Dorf seine Eisenbahn hat, wo einer nur den Telegraphenstangen nachzugehen braucht, wo der Schneepflug ein notwendiges Gemeindewesen ist, wo der Verkehr sich bis zu staunenswerter Höhe entwickelt hat, wo jeder Winkel im Gebirge zugänglich ist — Un Sinn! kommt nicht mehr vor: es gibt ja auch keine wirklichen Botenfrauen mehr.

Es muß ja auch nicht gerade eine Botenfrau sein!

„Schneider!“ sagte der Postverwalter in — die Namen tun nichts zur Sach und ändern nichts an derselben, also bitte ich

darin um Freiheit, sogenannte poetische — also „Schneider“, sagte er, „es ist ein Wetter draußen, daß man, wie die Leute sagen, nicht gern einen Hund vor die Tür jagt, aber . . .“ „Wäh schu, wäh schu, Härre Postverwalter“, sagt der Schneider, ein echter Erzgebirgler, „wu soll ich dä hie?“ „s ist freilich ein Stück hin, nach dem Eisenwerk“, meint der Postverwalter, „und der Weg wird nicht zum besten sein, aber wenn Ihr einmal zum Bald naus seid“ . . . „hot mer'sch Ding vor Ang“ — fällt der Schneider ein, der im allgemeinen eine gemüthlich angelegte Natur ist und nicht ohne Humor — „un dorten sei mer ä schu gewäst,

wenn's Wätter schenner wär“, tröstet er sich und seinen Vorgesetzten. Dem ist die Sache leid, man sieh's ihm an; was ist jedoch zu machen — der Dienst! „Aber Ihr müßt gleich gehen, s ist eine wichtige Depeche, und da gibt's keinen Aufschub!“ — „Gä'm se här, Härre Berwalter, dos Ding wär mer ä noch unnerbrenge . . . iech will mied ner drhäm ä wing färtig machen . . .“ Der Schneider geht, er denkt bei sich, und der Postverwalter hat so was Ähnliches auch noch gesagt — da sie sich über die Angelegenheit noch etwas weiter ausgetauscht, als ich hier erzähle — einmal drüben auf dem Eisenwerk, „die Zeit sei nett äsu“, dann ist das Schlimmste überstanden. So spricht er auch zu Hause zu seiner Frau, als er sich fertig macht zum Marsch. Die Frauen sind — ich will nicht ungalant sein, sondern nur eine allgemeine „gäng und gäbe“ Ansicht



's alte Hannel ojn Weihnachtshannel

ausprechen — allzeit etwas rasch fertig mit dem Wort, sie sind und bleiben der holden Jugend seelenverwandt, auch wenn sie realiter nichts mehr mit ihr gemein haben. Wenn das keine allgemein gültige Wahrheit ist, so läßt sie sich wenigstens auf den gegebenen Fall anwenden: „die Bruhen kennten ä warten, oder wenn die wos hamm, der Arme, där muß här un sollt' er sich müssen dorch'n Schnee schur'n.“ Daß so nur des Schneiders Frau sprechen konnte, wird der geneigte Leser einsehen. „Frä, de redst, wie de's verstieht un de verstieht ön Dräc“, gibt der Schneider zurück, während er das „Goller“ anzieht, das unter dem fadencheinigen Röcklein als Extraausrüstung gegen das Wetter dienen soll. „Hamm mer ämal äs Trüstraph, müßn ä da Brief austrong wärn, un wie 'n iech's Posten kriegt ho, weils miet der Schneidere net gang, war'sch ä rächt!“ Daß die Frau nicht ohne weiteres „klein beigab“, wird mir wohl ohne genauere Ausführung des Gespräches geglaubt. Lange Zeit nahm die Ausrüstung des Boten nicht in Anspruch. „Schnaps namm iech kenn miet“, meint er, „mer härt immer song, nochert wärn se mied un setzen sich hie, un nochert . . . mer hot 's schu öfter gehärt. De Rinner sei noch nett aus der Schul derhämmt? Ihe gieht's off viere, wenn iech orndlich zugieh, ka iech schu geng sechs drinne sei und nochert wär iech wuhl fäh . . . Is gar zu garschig, bleib iech bis morg früh, macht sich's miet'n Wätter, ka mer'sch ä noch machen, wie mer will.“ Ein Stück trocken Brot steckt er zu sich, gegen „Höhghunger“, und nun fort in den Schneewirbel und den andämernden Winternachmittag hinaus. Im Drie geht's ja; gegen Nordost, woher der Wind kommt, stehen die Häuser vor, aber als er über diese hinaus ist — Huil! da fah! ihn der Wind, und der legt's darauf an, den Botenmann seine Ungnade fühlen zu lassen. Der Schneider ist eben keine robuste

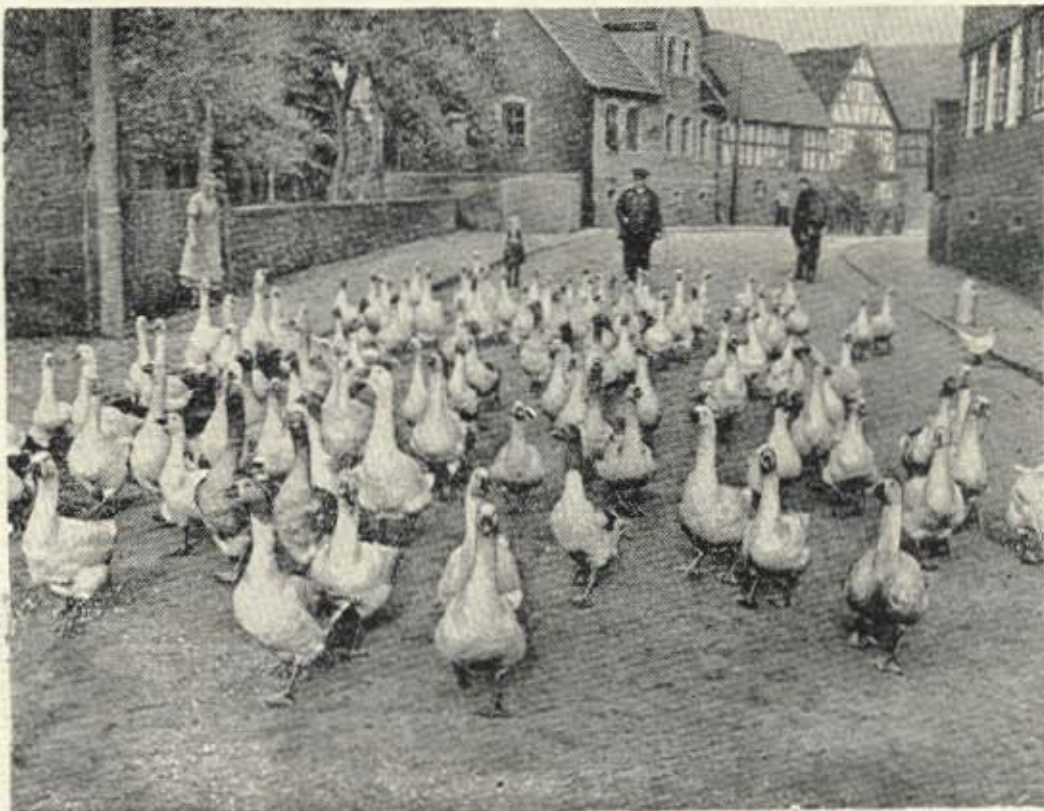
Figur, er wird vom rauen Blasius schier etwas abseits getrieben und legt sich seitwärts, wie ein Karussellreiter, um zu widerstehen, so daß er beinahe umfällt, wenn der Wind plötzlich aussetzt, um Atem zu holen. „Wenn iech ner ämol dän Huhlwäg ho“, denkt der Bote laut, „nochert kast de pfeisen!“ Der „gemeine Mann“ ist wie die Naturvölker, er personifiziert stets die umgebende Natur und besonders die Elementargewalten. Da ist er im Hohlweg. Der Wind fegt den Schnee drüber weg; ein Teil fällt herunter, namentlich weil die Seite gegen den Wind höher ist, und türmt sich auf zur „Windwehe“; daneben ist ein schmaler Pfad übrig, manchmal auch nicht, dann sinkt der Wanderer bis an's Knie hinein.

Seine Stiefel sind nicht ganz undurchlässig — wo die Seitenflecke sind — Strümpfe, sind ungeführter Lurusartikel und „durch die Hosen pfeift der Wind“ — es ist gerade keine vergnügliche Wanderung. Da ist er den Hohlweg gegen die Hochfläche herausgesteuert. Hier fegt der Wind das Terrain wieder kahl, da braucht man wenigstens nicht zu waten; entweder dies oder das, etwas Fatales gibts immer. Nun ist er am Wald, durch den der Weg führt, da wird es besser. Ei, wie das still und angenehm ruhig hier ist; gar zuviel Schnee gibts da

auch nicht, weil er nicht gerade herunter gefallen ist. Es ist schließlich gar nicht so schlimm, denkt der Schneider, als man sich's vorgestellt hat — das Wetter sieht nirgends sich schlimmer an, als von der sicheren Stube aus. Aber weiß ist der Schnee im Wald, und finster wird's auch mit, aufpassen heißt's, daß man den Weg richtig behält, denn „er schlägt ein paar Haken“. Es sieht alles gar so gleichmäßig aus; was die kleinen Fichten anlangt, die sind wie mit einem Tuch überdeckt, und von den höheren Bäumen, die stäubt's herunter, wenn gerade ein Windstoß dazu kommt. Der Bote geht „stad“ weiter; er sieht sich manchmal stehenbleibend schärfer nach dem Weg um, den er ja kennt, denn bei der zunehmenden Dunkelheit und in der trügerischen Schneedecke . . . „s' muß doch dār säckermenschte Wald bal alle sei; bie doch nu schu ä halbüges End gefappt!“ murmelt er. Der Wind bläst stärker, die Bäume stehen einzelner, da ist er am Rande des Waldes. Zu schneien hat's aufgehört; der Wind jagt einzelne graue Wolken noch über den Himmel weg, dazwischen blinken ein paar frühe Sternlein. Da unten sind Lichter, das muß ja „das Werk“ sein. Der Schneider hält an, um sich etwas genauer zu orientieren. „„Bie'n ich dā ober?““ dos muß doch do unten ä Kerchturm sei, dän hot's doch nett offen Wärl? wärllich, ä Kerch! nu, wu bie 'n ich oder do hiegeroten?““ Er sieht sich die Sache von allen Seiten an. „Ru, säckermunne, ihe bten ich's Ringel geloffen, dos is doch mei Ori!““ Was kann das helfen, hier gibts nichts als umkehren, denn gar zu spät kann's nicht sein, und unverrichteter Sache heimkehren, und die Despesche — nein, der Schneider kennt seine Pflicht, also rückwärts!

Wieder taucht er in den Wald hinein; jetzt ist's noch finsterner und noch schwieriger, was hilft's, da heißt's eben aufpassen! Und er „spannt“, daß ihm schier die Augen übergehen. Er bohrt die Blicke beinahe hinein in die dunkeln Wände am Weg und sonderlich, wenn der Weg sich gabelt, paßt er genau auf. Mühsam oft leuchtet er und zieht sich förmlich vorwärts an seinem derben Stod, und — endlich, da ist der Waldrand, diesmal muß er's getroffen haben. Da unten sind Lichter, mehr freilich ist nicht zu sehen; selbst wenn dort ein Kirchturm wäre, nunmehr würde er ihn nicht erkennen, 's ist finster und schneit auch wieder. Das muß aber das „Werk“ sein, er mag's nicht anders glauben, denn er

„is sei garstlich mied“, und zum drittenmal könnte er nicht durch den Wald „machen“. Er spürt auch so was wie Appetit, wie gut, daß er das Stück Brot hat! Er zieht's hervor. Hinfegen? er weiß, wie gefährlich das ist, hat's öfter schon gehört . . . „ner an Angblick, fu lang als iech äß, wär iech doch net erschlofen! Do is ä Hausen, sei wuhl Stä drunner.“ Das ist eine willkommene Sitzgelegenheit. — „Ihe mark iech erscht, wie mied iech bie.“ Er beißt in's Brot und denkt sich dies und das . . . „Bal is Weihnachten, do muß noch mannichs



Vor-Weihnachts-Parade der Festgänse

wärn . . . freilich viel werds nett . . . denn ze Ustern, der Gung! . . . dār kimmt aus der Schul . . . wos mer miet dän Gung nu äsu macht . . . dā Schneiderei . . . iech ho mer kä Röckel derbei agezung . . . lecht la mer do drinne ofn Wärl ämol wos derfröng . . . wär ner erscht drinne wär . . . iech wär off ämol ä fu mied . . . Die Augen fallen ihm zu, die Hand mit dem noch nicht ganz aufgezehrten Stück Brot sinkt herab . . . dicht wirbeln die Schneeflocken auf den Schlafenden hernieder und decken ihn sanft zu . . . weicher und wärmer, als er's bisher und je gewöhnt war . . . Daß dies zum zweitenmal unten sein Heimatsort war, er hat's nicht mehr erfahren. Nach zwei Tagen, so erzählte mir mein Gewährsmann, kam die Despesche mit dem offiziellen Vermerk mir zu: „Verspätet wegen Erfrierens des Botens.“ Nichts Ordentliches auf und nichts Ordentliches im Leibe, setzte er hinzu, so fanden sie ihn. Auf dem Wege der Pflicht!

Still liegt die Winternacht,
Blitzend Geschmeide
Und Diamantenpracht
Am weißen Kleide.
Hoch über Berg und Tal
Mit Sternengewimmel,
Gleich Lichtern ohne Zahl,
Spannt sich der Himmel.



Reiter ohne Ziel

**Abenteuer-
Roman
von
Will Kröger**

(24. Fortsetzung.)

Mit dem Schenkeldruck erreichen sie bei den Pferden diesmal wenig, sie sind nicht zu einer schnelleren Gangart zu bewegen. Erst als sie den Stall wittern, kommen sie ins Laufen, ohne nochmals dazu aufgefordert zu werden.

Wie tot liegt das Farmerhaus da. Die Fensterläden sind geschlossen, desgleichen die Türen. Kein Leben auf dem Wirtschaftshof, der durch die beiden, dem Farmerhaus zur Seite stehenden Ställe gebildet wird. Kein Hühnerpökel gackert, kein Hund bellt den Ankömmlingen entgegen. Der Wasserbottich unter der Pumpe ist durch die lange Trockenheit zusammengeschrumpft, zwischen den Brettern sind fingerbreite Spalten.

„Wie ein verwunschenes Schloß“, sagt Fred. Die Freunde springen von ihren Pferden, binden sie an einen Pfosten der kleinen Veranda und steigen die vier knarrenden Stufen hinauf, klopfen an die Tür und wissen schon im Voraus, daß sich niemand melden wird.

Jackson drückt die Klinke nieder, die Tür gibt nach — sie ist unvergeschlossen. Als Tageslicht ins Haus dringt, flattert allerlei Gezier, aufgeschreckt, zur Tür hinaus. Eine dicke, staubreiche, abgestandene Luft schlägt den Männern entgegen. Fred geht zu einem der Fenster, schlägt den Laden zurück und öffnet es. Grelles Licht dringt ein und zeigt ein trostloses Bild.

Eine große Stube, mit wohl hundert Jahre alten Möbeln, wohnlich eingerichtet, aber alles ist verstaubt. Fingerdick liegt es wie graues Mehl über dem roten Plüschsofa, über den altfranzösischen Sesseln.

Tisch und Stühle sind damit bedeckt, Schränke und Truhen. Im kleineren Nebenzimmer sieht es nicht besser aus. Zwei Holzbettstellen grinsen in ihrer Nacktheit den Männern entgegen, der große Spiegel in der Tür des Kleiderschranks ist blind wie das Auge eines Hundertjährigen. Auf einem Stuhl liegt ein unmoderner Frauenhut. Zerfressen sind die grellroten Blumen der Garnierung, zerfressen der schwarze Samtbezug.

Neben den leeren Bettstellen steht ein schmales, fargeses Feldbett, auf ihm ein verstaubter, vergilbter Zettel:

„Ich habe dich verlassen, Alfred, weil ich es nicht mehr aushielte in der Einöde. Weiß ich, ob Du überhaupt noch am Leben bist, ob Du überhaupt aus dem Kriege heimkehrst? Acht Monate bist Du nun schon fort und keinen Brief habe ich erhalten aus Frankreich. Ich halte es nicht mehr aus, ich bin jung und will leben! Den alten Bob lasse ich Dir hier, er wird dir die Farm übergeben, wenn Du zurückkehrst.“

Mary.“ Jackson und Fred lesen die Worte einer Frau, die, während ihr Mann in Frankreich war, auf und davon ging. Wo mag der Hüter der verfallenen Farm sein, der alte Bob? Und ist der Eigentümer der Farm aus dem Kriege heimgekehrt? Es scheint fast, als ob sein Grab irgendwo in Frankreich liegt. Der Zettel trägt das Datum von Ende 1917. Hat sich solange niemand um dieses Anwesen gekümmert? Ist auch der alte Bob flüchtig geworden?

Nirgends eine Spur von Leben, überall nur solche jahrealten Verfalls. Die Freunde verlassen das Farmerhaus und begeben sich auf den Hof. Auch hier deutliche Fingerzeige, daß

keines Menschen Fuß hier gegangen sein muß seit langer Zeit. — Links ist der Pferdestall. Die Freunde führen ihre Pferde hinein. Auch hier das gleiche Bild. Der Pferdemist ist eingetrocknet und hart geworden. In einem großen Strohhäufen rascheln Feldmäuse, das ist das einzige Leben auf dieser Farm. Jackson schaufelt schnell den harten Dung hinweg und streut den Pferden frisches Stroh. Auch ein Sack mit Hafer steht herum, beziehungsweise das, was die Mäuse darin gelassen haben. Aus vielen Löchern flitzen die Mäuse heraus, als Jackson den Sack beiseite rückt.

Plötzlich ein unterdrückter Aufschrei aus Freds Munde. Er steht in der finsternen Ecke des Stalles und starrt auf ein Strohlager. Jackson eilt hinzu. Die Freunde stehen vor einem Toten. Ein alter Mann, der schon seit vielen Monaten gestorben sein muß. Friedlich sind seine Hände über der Brust gefaltet. Dieser Mensch starb eines natürlichen Todes. Erschüttert entblößen die Freunde die



„Hände hoch!“ knarrt eine Stimme.

Häupter und blicken mit innerlichem Grauen auf die in der Auflösung begriffene Leiche. —

„Ob es der alte Bob ist?“

„Man möchte es annehmen. Wir werden ihm ein christliches Grab bereiten, ihm einen Sarg zimmern.“

Sie bedecken den Leichnam mit einer Pferdedecke und machen sich sofort daran, aus rohen Brettern, die stapelweise auf dem Hof liegen, einen schlichten Sarg zu zimmern. Nach zwei Stunden ist die traurige Arbeit getan.

Es bedarf großer Energie, um den sich auflösenden Leichnam des alten Mannes in den Sarg zu legen. Im Stall befindet sich ein Blechkanister mit Chlorkalk,

das erleichtert die Arbeit etwas. Hinter dem Farmerhaus, in einem verwilderten Garten, wird unter einem Busch ein Grab ausgehoben und der Sarg hineingetan. Jackson spricht ein kurzes Gebet und dann schließt sich die Gruft. Ein Holzkreuz besagt, daß hier der alte Bob ruht.

Die Freunde können sich nicht entschließen, sich in den verwahrlosten Stuben aufzuhalten, auf der Veranda machen sie es sich bequem, bereiten aus mitgeführten Lebensmitteln ein Mahl und verzehren es mit wenig Appetit. Die furchtbare Hitze, die traurige Totengräber-Arbeit, das ganze elendige Milieu dieser toten Farm hat ihnen Stimmung und Appetit genommen.

„Morgen in aller Frühe reiten wir weiter, Fred.“

„Ja, Jackson, hier ist es abstoßend.“

Rauchend, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, blicken sie in die Ferne. Jacksons Gedanken sind wieder bei Ethel. Nicht mehr so freundlich gedenkt er ihrer.

Welches namenlose Leid müßte diese Farmersfrau Mary über diesen Farmer gebracht haben, wäre er aus Frankreich zurückgekehrt! Der Farmer, noch in der Uniform, springt vom Pferd, eilt ins Haus — und findet alles öde und leer. Die Frau ist ausgerückt, lediglich ein Hut von ihr im Schlafzimmer und ein Zettel, in dem sie ihm mit dünnen Worten von ihrer Treulosigkeit in Kenntnis setzt. „Ich bin jung und will leben!“ Das war der Frau Grund genug, ihren Mann, der in Frankreich kämpfte, zu verraten, wie es ein Judas nicht schlimmer getan haben kann.

Früh am Abend legen sich die Freunde schlafen, ebenfalls auf der Veranda, aus dem Stall tönt das leise Schnaufen und Stampfen der Pferde, das ist das einzige Geräusch. Nein — schleicht da nicht etwas herum, klingt es nicht wie das erregte Atmen eines Menschen?

Von einem schmerzhaften Schlag getroffen, fahren Jackson und Fred aus dem tiefen Schlaf. Sie blicken einander an, jeder glaubt, der andere habe ihm den Stoß versetzt. Plötzlich, diese Nacht ist ausnahmsweise hell, schnellen sie auf. Sie reiben sich die Augen. Sie glauben zu träumen.

Vor ihnen steht ein Soldat in voller amerikanischer Uniform, Stahlhelm auf dem Kopf, Gewehr im Anschlag, aus einem struppigen, verwilderten Mannesgesicht blicken zwei glühende Augen die Freunde an.

„Hände hoch!“ knarrt eine Stimme.

Wo sind wir? fragen Jackson und Fred sich noch schlafbefangen. Ist denn noch Krieg? Was will der Soldat von ihnen? Noch haben sie die Arme nicht erhoben, da peitscht eine Gewehrschuß auf, die Kugel faßt an ihren Köpfen vorbei. Da heben sie die Arme. Der Soldat lacht höhnisch auf und stößt mit schnellem Griff die Patronenhülse aus.

„Herunter von der Veranda“, schnell!“ befiehlt der Soldat und geht selber rückwärts die Stufen hinab.

„Kamerad, wer bist du?“ fragt Jackson. „Warum bedrohtst du uns? Ich bin dein Kamerad, ich bin auch Soldat gewesen, war in Frankreich! Tu das Gewehr weg, Mann!“

„Das könnte euch so passen, ihr Diebel!“ ruft der fremde Soldat mit schneidender Stimme. „Damit ihr eure Revolver zieht und mich abknipst! Rührt euch ja nicht, sonst schieße ich wieder, aber diesmal treffe ich!“

„Wir sind keine Diebel!“ widerspricht Jackson, „lediglich übernachten wollten wir hier! Was sollen wir gestohlen haben, sag?“

„Meine Frau habt ihr mir gestohlen! Die Mary! Wo ist sie, he?“

Jetzt glauben Jackson und Fred zu verstehen. Der Soldat ist der Besitzer der Farm! Aber wo kommt er plötzlich her? Es muß ein Irrsinniger sein, sein ganzes Benehmen spricht dafür.

„Unsinn, wir kennen deine Frau gar nicht, Kamerad!“ ruft Fred. „Sichere dein Gewehr, damit wir ein Wort mit dir reden können. Woher sollten wir deine Frau kennen? Wir sind doch erst am Tage angekommen und haben den alten, toten Mann begraben, der im Stall lag!“

„Bob?! Den habt ihr begraben? Das sollt ihr mir büßen. Nun habe ich überhaupt keinen Menschen mehr, mit dem ich reden kann.“

Der offenbar Wahnsinnige trifft Anstalten, abermals zu schießen. Da, in höchster Not, lenkt Fred ihn ab.

„Halt, wir haben ihn nicht begraben! Sieh dich um, dort kommt er ja, der alte Bob!“

Der Soldat läßt sich beirren, blickt sich um, in dem Augenblick springen Jackson und Fred ihn an und entwinden ihm das Gewehr, aus dem sich noch ein Schuß entläßt, der jedoch kein Unheil anrichtet. Während Jackson den Ueberwältigten festhält, springt Fred nach einer Leine, um ihn zu binden.

An Händen und Füßen gefesselt, liegt der Farmer am Boden. Haßerfüllte Augen funkeln die Freunde an. Sie versuchen, ihm das Bahnbild auszureden, aber auf alle Versuche antwortet der Farmer nur:

„Ihr seid Diebe, ihr habt mir meine Mary gestohlen!“

An Schlaf ist nicht mehr zu denken. Als es hell wird, wollen die Freunde das Rätsel lösen, woher der Farmer so plötzlich gekommen ist. Hier, im Hause, kann er nicht gewesen sein. Hier hat sich lange, lange Zeit keine Menschenseele aufgehalten.

Des Rätsels Lösung zeigt sich sehr bald. Hinter dem Farmhause, in fünfhundert Meter Entfernung, steht eine kleine Hütte. Hier hat der Farmer gehaust. Als die Freunde die Hütte betreten, faucht ihnen eine siamesische Kage entgegen, deren schönes, geslecktes Fell vor Schmutz und Ungeziefer starrt. Auch die ganze Hütte starrt vor Schmutz. Ueberall Anzeichen, daß hier kein geistig normaler Mensch gelebt hat. An der Wand über dem verschmutzten Lager hängt eine große, dilettantisch ausgeführte Zeichnung einer jungen Frau, darunter steht:

„In ewiger Treue, Deine Mary.“

Die Augen auf der Zeichnung sind ausgestochen von vielen Messerstichen, die sich tief in das Holz der Wand eingedrückt haben. Unmittelbar neben der Zeichnung ist ein großer Strauß

künstlicher Blumen an der Wand befestigt. Eine Rose ist vom Strauß so abgebogen, daß sie den Mund der gezeichneten Frau berührt.

Messerstiche und Blumen . . . Haß und Liebe . . . Lange stehen die Freunde vor dem Bild, und sie glauben den Mann zu verstehen, der jetzt gefesselt auf der Veranda seines Farmhauses liegt.

Er lehrte aus Frankreich zurück und fand das Haus leer. Nicht fähig, sich ein Leben ohne Mary aufzubauen, verfluchte er es. Ließ alles stehen und liegen und siedelte in die Hütte über. Hier muß ihn allmählich der Verstand verlassen haben.

Gestern hat er Jackson und Fred wohl von seiner Hütte aus bemerkt, traute sich jedoch am Tage nicht heran, sondern wartete die Nacht ab. In der Dunkelheit zog er die Uniform an, setzte den Stahlhelm auf, nahm das Gewehr und schlich zum Farmhaus, um die „Diebe“ seiner Mary zur Rechenschaft zu ziehen. Ein letzter Rest Vernunft muß ihn davon abgehalten haben,

die beiden Männer im Schlaf zu erschießen.

So ungefähr wird sich alles zugetragen haben. Wann der alte Bob gestorben ist, wovon der Farmer gelebt hat, ob er sich die Lebensmittel aus der weit entfernten Stadt geholt oder ob man sie ihm gebracht hat, das alles ist vorläufig Geheimnis des Gefesselten.

„Wir werden nach der Stadt reiten und den Sheriff in Kenntnis setzen müssen“, sagt Jackson. „Der arme Kerl gehört in eine Anstalt.“

„Reite du, Jackson!“ antwortet Fred. „Ich werde bei dem Farmer bleiben, er muß ja versorgt werden.“

„Gut, dann reite ich allein. Uebermorgen, denke ich, werde ich zurück sein!“ antwortete Jackson.

Da ihre eigenen mitgeführten Lebensmittel zur Reize gehen, nehmen die Freunde alles mit zum Farmhaus, was an Ess- und Trinkbarem in der Hütte ist. Auch die Kage greift Jackson sich, badet sie in einem Bottich mit warmem Wasser und Seife. Vielleicht kommt der Farmer ein wenig zur Vernunft, wenn er die ihm gewohnte Kage bei sich sieht.

Bepackt mit der Kage und den Lebensmitteln wollen die Freunde den Rückzug zum Farmhaus antreten, bleiben aber plötzlich wie angenagelt stehen. An ihnen vorbei jagt in zweihundert Meter Entfernung der irrsinnige Farmer, drohend schwingt er das Gewehr in der Luft.

(Fortsetzung folgt.)



„Wir sind keine Diebe!“ widerspricht Jackson. „lediglich übernachten wollten wir hier!“

Zeichnungen (2) Kießlich M

Ehrenfriedersdorf

das grosse Hauptquartier der Weihnachtsberge, Pyramiden und Schnitzereien

So hat einmal jemand gesagt, der sich über dieses idyllische Erzgebirgsstädtchen ein klein wenig lustig machte und es als „am Ende der Welt“ liegend bezeichnete. Nun, eine kleine Stadt in Pommern oder Mecklenburg würde dann wohl genau so „am Ende der Welt“ liegend bezeichnet. Für uns ist Ehrenfriedersdorf alles andere als ein gottverlassener Winkel, sondern eine Stadt, in der pulsierendes Leben herrscht, in der gearbeitet wird, wo Gewerbe und Industrie miteinander wetteifern, eine Stadt, die wohl beachtlich ist im Kranze der deutschen Städte. Die Stadt zeigt in industrieller Hinsicht jene erfreuliche Mischung, wie sie vom modernen Wirtschaftler sowohl im Interesse der Arbeitsmarktlage als auch im Interesse des wirtschaftlichen Konjunkturausgleiches nur begrüßt wird. Ehrenfriedersdorf ist nicht, wie z. B. die Nachbarstadt Thum, eine ausgesprochene Textilstadt und auch nicht, wie Annaberg, eine Posamentenstadt, sondern eine Stadt der verschiedenartigsten Industriezweige. Neben der Feinstrumpfindustrie ist vor allem die Schuhindustrie zu nennen: nicht weniger als fünf große Schuhfabriken beschäftigen viele hundert Arbeiter. In bezug auf die Produktion von Sport-, Reit- und Stulpenstiefeln kann kaum eine Stadt in Deutschland mit Ehrenfriedersdorf konkurrieren. Die Stadt hat ferner einen guten Namen durch die Erzeugung von Kunstseide, von Gold- und Silberdrahtwaren, durch ihre Posamenten- und vor allem die Spielballindustrie, in welcher letzterer Ehrenfriedersdorf nur mit Sonneberg in Thüringen konkurriert. Berühmt ist Ehrenfriedersdorf als Stadt der Holzschnitzkunst. Der Vertreter des Reichskunstwartes hat einmal auf einer von 20 000 Personen besuchten Ausstellung in Ehrenfriedersdorf die dortige Heimatschnitzkunst als eine der wertvollsten Schnitzkunstarten Mitteleuropas bezeichnet. Die Stadt besitzt heute sogar eine Schnitzschule. — Im Ehrenfriedersdorfer Heimatmuseum finden wir wertvolle bergmännische Schnitzereien (übrigens auch eine bedeutende Mi-

neralienammlung und herrliche Zinngegenstände). Die Schnitzkunst hat besonders in den letzten 10 Jahren eine beachtliche Blütezeit in Ehrenfriedersdorf gefunden, und die Stadt steht heute in vorderster Reihe unter jenen Städten, in denen die Schnitzkunst heute noch Volkskunst ist.

Wunderhübsch ist die Lage des 560 Meter hoch gelegenen Städtchens inmitten der herrlichen Täler und Schluchten, die zum Greifenstein-Gebiet führen, das mit seinen romantischen Greifensteinen Eigentum der Stadt ist und jetzt durch sein Naturtheater das künstlerische Interesse in weitem Maße erregt. Die Greifensteine sind eine der am malerischsten gelegenen Waldtheater Mitteldeutschlands.

Viel beneidet wird Ehrenfriedersdorf um den großen Waldbesitz der Stadt. Unter den 100 waldbesitzenden sächs. Städten steht Ehrenfriedersdorf an zehnter Stelle. Der zirka 700 ha große Stadtwald ist mit herrlichen Promenadenwegen versehen. Zwischen Fichtenbestand leuchten weiße Birkengruppen. Sagenumwoben sind nicht nur die inmitten in diesen gelegenen Greifensteine, sondern auch die Ritterhöhle und die Stülperhöhle.

Ehrenfriedersdorf ist auch ein außerordentlich wichtiges Verkehrszentrum für das gesamte Erzgebirge.

Das ist in kurzen Zügen das, was diese fleißige und arbeitssame Stadt im wesentlichen charakterisiert.

Ehrenfrieders-„dorf“, ein diminutives Namensende, das eigentlich nicht mehr zu recht besteht. Aber was tut's? Die Einwohner von Ehrenfriedersdorf werden dieses „Dorf“ gern in Kauf nehmen, denn sie wissen ja, daß Ehrenfriedersdorf „ehem. rev. Stadt“ war und in ihrer Verwaltungsausübung der unteren Staatsbehörde gleichsteht. Unter solchen Umständen trägt man sogar ein diminutives Namensende mit Stolz und mit Ehren. Darum auch fürderhin: Ehrenfriedersdorf!



Pyramide, geschnitzt von Fritz Gläser, Ehrenfriedersdorf
Basteln ist des Erzgebirglers Freude und Stolz, sein Zeit- und Leidvertreib. Alle Liebe und alles stille Sinnen legt er in seine Schnitzereien. In dem letzten Jahrzehnt haben die großen Schnitz- und Krippen-Ausstellungen Kunde gegeben von der beachtlichen Höhe, auf welcher diese Kunst in unserer Stadt steht. — Die oben abgebildete Pyramide ist im Heimatmuseum ausgestellt.



Puppenkinder warten auf Abholung durch den Weihnachtsmann

Weihnachtszauber in Lößnitz i. Erzgeb.

Bald werden wir wieder in der Adventszeit leben, in der Rüstzeit für das liebe Weihnachtsfest. Ganz besondere Regsamkeit entfaltet sich schon jetzt wieder im Erzgebirge, und besonders da, wo die Schnitzer heimisch sind. In Lößnitz, einer der ältesten Städte der Schnitzkunst, arbeitet der Bergverein seit langem schon für seine 57. Weihnachtsberg-, Krippen-, Pyramiden- und Schnitz-Ausstellung. Im eigenen Schnitzerheim arbeiten die Schnitzer des Bergvereins an neuen Stücken für die kommende Ausstellung. Die vorjährige Ausstellung, die von rund 17 000 Personen besucht war, konnte wohl als eine der größten und schönsten des Erzgebirges angesprochen werden. Besonderen Wert erhielt die Schau auch dadurch, daß alle Arbeiten nur von Lößnitzer Schnitzern angefertigt waren. Der größte Weihnachtsberg des Erzgebirges, der mit 21 Mtr. Länge rund 150 qm. Flächeninhalt hat, und der nur einzig und allein das Leben Jesu behandelt, wird auch in diesem Jahre wieder verändert und verbessert aufgestellt. Weiter wird ein Berg, der nur heimatische Betriebe zeigt, zu sehen sein. Die Krippen-Ausstellung wird neue wundervolle Stücke zeigen. Sonstige Schnitzerarbeiten werden

in großer Zahl und in besonders schönen Stücken gezeigt. Selbstverständlich fehlt auch nicht die große 3,60 Mtr. hohe Pyramide, die 15 Schnitzer in 3854 Abendstunden gearbeitet haben. Der große Saal des „Schützenhauses“ wird diese Ausstellung in gefälliger Aufmachung aufnehmen. Die Schau wird am 2. Advent eröffnet, täglich von 10 Uhr vormittags bis 21 Uhr zu sehen sein und am 24. Januar geschlossen werden. Mit den vielen Liebhabern der Schnitzkunst, die seit vielen Jahren regelmäßig wiederkommen, werden auch alle die Besucher des Vorjahres die diesjährige Ausstellung wieder besuchen können, weil sie eine vollkommen veränderte und verbesserte Schau vorfinden werden. Die Schau des Vorjahres wurde von Hofrat Prof. Dr. Seyffert-Dresden und anderen Fachleuten ganz besonders gelobt. Wenn uns aber noch in dieser Zeit ein Schneewinter beschieden ist, dann werden alle Besucher außerdem von der Höhe des Schützenhauses eine Umsicht in das Erzgebirge erleben, wie sie so selten schön kaum anderswo zu finden ist. Für Kraftwagen ist ein großer Parkplatz vorhanden.

Mooch'n Feierohnd



Trolliges von Kinn'rn

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Die klane Anneliese ward von ihrer Mutter gefragt, wos sie däh vom Weihnachtsmann haben wellt? Antwort: „E Puppntub“. De Eltern song speter zuenann'r, se welltn nār geleich e ordliche laasn, mit 2 Etagn, doß se in ihrer ganzn Kindhat dr-miet schpieln kennt. Wie nu dr heilig Ohnd raa kumme war un bescheert wur, fūhretn de El'tn ihre Anneliese nei an dos Tisch'l, wu de Puppnschtub drauf schtand un mit alln mögliche Möbeln ausgestaffiert, Küch', Buhn'schtub, Schloss'schtub un wos all's zu enn'r Buhn'ing gehärt. Wie de Anneliese die schiene Puppnschtub schtielt fog, war se ganz schtarr; se saht lah Wort. (De El'tn dachtn, esu gruß wār de Freud, doß dos Madel gar nett reden könnt. Obr weit gefahlt! Off amol kam Labn in dos Kind; ihe fing se aa, die ganzn schinn Möbel aus dar Puppnschtub rauszeräume, su dos es ihe an dann El'tn war, schtarr ze warn, un wie se alles rausgeschafft hatt, fregetn se de Anneliese, worim sie däh dos machet? Do saht die Klane: Iech wollt doch e Puppntub, wu ich mei gruße Pupp un men Tettibär neifehn laa, un schieh (schon) sohn se drinne. Ra, nu wuhtns de El'tn. —

Lisa singt dos Lied: „Alle Jahre wieder kommt das Christus-Kind“ usw. In der 2. Strophe singt se anstatt: „Kehrt mit seinem Segen“: Kehrt mit seinem Säbel ein in jedes Haus.

De sechsgähring Schultinner (Schulkameraden) sange in ihrn Huf dos Lied: „Der Ruckuck un der Esel, die hatt'n einen Streit“. — Dr klane Hans, der dos Lied gehärt hat, un dann sei Bat'r an Esel besoh, loß drnoch imm'r im dann Esel ringsim un

sah nochern: „Ich sahs dach nett, wu dar Esel jenn Schreit hoot“. — Nr dacht, dos wār e Rūp'rtal. —

„Muttr“, fregt dr klane 5jährike Hans, dann sei Bat'r a Farschter is, „gieht durchs Lad'r la Wass'r?“ Antwort: „Ja, 's gibt schüh Lad'r, wudurch la Wass'r gieht.“ Do sogt dr klane Hans geschwind: „Ach ja, de Bagdschüßel sei aa Wass'r schou.“ —

„Bat'r“, sogt dr 4½-jährike Emil, „wenn mei Ponny alt is un weiße Haar hoot, noch'r haht 'r dach Esel, nett wahr?“ —

De zwägährike Linna sogt zu ihrer Tante, dar sche Blume gebracht hom, zu ihrn Geburtstog: „Mir welln Dir freun.“

De Muttr von dr sechsgähring Ursula hoot zu Weihnachten en elektrisch'n Ufn (Ofen) bescheert kriegt. Dar Ufn tregt dan Name: „Sonne“. Wie dos de Ursula härt, sogt se zu ihrer Mutter: „Du, Muttr, ihe haht Du drei Sonne; die, die am Himmel schtieht, dan Ufn un mi e ch.“

De klane Lene sogt zu ihrer grußn Schwast'r, wie se ihr Supp affn well: „Du, Rosa, do is e Tier in dar Supp“. Die Schwast'r schöppt se raus un schpricht: „Dos is e Flieg“. Do drauf fregt de Lene ganz zaghaft: „Hot sich die Flieg in dar Supp vtrunkn odr vergassn? (Soll hahn, hot se zewiel getrunken odr gassn), doß se geschtorm is?“

Ella is mit ihrer Muttr zum Geburtstog eingelodn. De Muttr hot Blume mietgebracht. Wie se ohmst aham (nach Hause) ginne, sogt de Ella: „Du, Muttr, für die paar Blume hom mr obr viel kriegt.“

Dr klane Harman heilt schmarzlich. Off die Frog sein'r Muttr, wos ne däh fahlet?, sogt dr Harman, wobel ne de Zahrn ibrn Backn purz'ln: „Dr Hans hot gefahlt, iech wār tut.“

Die 3gährike Nelly is krank; se spricht: „Bitte, gabt mir en Bachr Dur'scht“.



Ein Samariter / Eine Erzählung aus dem Erzgebirge

Das Jahr der erzgebirgischen Hungersnot 1772 war ein furchtbares Jahr. Kein Brot gab's weit und breit, keinen Verdienst in Stadt und Land. Wie wandelnde Leichen zogen die Menschen von Ort zu Ort und steheten vor den Türen um Erbarmen.

Gab es keine mitleidige Seele, die sich des Elends der armen Erzgebirger in Liebe angenommen hätte? Gewiß, es wurde

von allen Seiten her reichlich gespendet. Das ganze Sachsenland, soweit es selbst verschont geblieben, steuerte zusammen. Die Sparbüchsen der Kinder und die Geldschränke der Kauf- und Handelsherren taten sich auf. Der Landesvater spendete mit milder Hand. Brotmagazine und Suppenanstalten wurden eingerichtet. Tausend Hände wetteiferten, das furchtbare Elend zu lindern. Vor allem aber verdient die Tat eines Mannes rühmend genannt zu werden, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte und der Not und Arbeitslosigkeit in einer Weise steuerte, die des Preises würdig ist. Und das war ein Schneeberger.

Christian Heinrich Richter war ein vornehmer Kauf- und Herrscher. Er besaß nicht nur in Schneeberg ein stattliches Haus und in Schneebergs Nähe ein Rittergut, sondern auch mehrere Zechen, deren reiche Ausbeute ihn zu einem der vermögendsten Männer des ganzen Gebirges gemacht hatte. Seine Mildtätigkeit war bekannt. Er griff immer in den Beutel, wenn ein armer Schlucker zu ihm kam, und oft sehr tief.

So war er denn auch bei der Hungersnot von allen Seiten angegangen worden und hatte mit vollen Händen gegeben, obgleich sein eigenes Geschäft völlig darniederlag und in seinem Hause zwölf Kinder ernährt sein wollten.

Eines Tags, als die Not im Volke aufs Höchste gestiegen war, hatte er eine Rundsicht durchs Gebirge gemacht und war erschüttert von den Eindrücken wiedergekommen, die er dort gehabt. Da stand es ihm fest: hier muß noch anders geholfen werden, Almosen geben genügt hier nicht, es gilt, den Leuten Arbeit und Verdienst zu schaffen, um die allgemeine Mitleidigkeit zu heben. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier und schrieb:

„Bekanntmachung.“

Auf meiner Halde zur „Hoffnung zu Gott“ will ich einen Garten anlegen und denselben mit einer festen, massiven Steinmauer umgeben. Wer bereit ist, seine Kräfte dem Bau zu widmen und sich hierbei Brot und Verdienst, Mut und Vertrauen

zu holen, soll sich in meiner Handlung melden. Der Plan soll sofort in Angriff genommen und der Arbeitslohn alltätig abends ausgezahlt werden. Christian Heinrich Richter.“

Am anderen Morgen wurde das Blatt auf das Rathaus gesendet, um sogleich mit der schriftlichen Genehmigung des Bürgermeisters am Schwarzen Brett angeschlagen zu werden.

Die Wirkung blieb nicht lange aus. Groß war der Zudrang

zum Hause des hochherzigen Kaufherrn, der lediglich um der Not des Volks zu steuern zur Anlegung eines Gartens sein Vermögen opferte, weil er es für seine Pflicht hielt. Tausende boten sich zur Arbeit an, und schon der bloße Gedanke, wieder sichere Arbeit, sicheres Brot zu erhalten, verlieh ihnen ein Maß von Kraft und Freudigkeit, wie sie sich gar nicht zutraut hätten. Auf der Halde zur Fundgrube „Hoffnung zu Gott“ entwickelte sich ein reges Leben — Männer, Weiber und Kinder aus Stadt und Land sah man von früh bis spät in voller Tätigkeit. Es kostete ungeheure Mühe, aus einem endlosen Steinhaufen einen Garten zu machen und um ihn her eine Mauer aufzuführen, vier Ellen hoch, eine halbe Elle breit und mehrere hundert Ellen lang. Aber das wollte ja gerade der Kauf- und Handelsherr: die Leute beschäftigen. Welche Freude für ihn, wenn er des Abends regelmäßig erschien und alle Hände eifrig sich regen sah! Und welche Freude für die armen Leute, wenn sie allabendlich aus der Hand des hochherzigen Mannes für ihre Tagesarbeit ihre acht, neun, auch zehn Groschen in Empfang

nahmen! Welch ein Jubel, wenn sie das wohlverdiente Geld daheim auf den Tisch legten! Man sagt, der Garten mit der Mauer habe dem Kaufherrn dreißigtausend Taler gekostet. Er redete nicht weiter davon. Aber der Dank Hunderter folgte ihm noch, als er das Zeitliche segnete. Sein Andenken ist geblieben bis auf den heutigen Tag. Noch sind die Reste des Gartens vorhanden, noch steht die Mauer, wenn auch vom Zahn der Zeit zerfressen, vom Volke die „Hungermauer“ genannt. — Ich ging einmal mit einem ehrwürdigen Greise der Vorzeit, dem alten Kirchner von Schneeberg, Gott hab' ihn selig, an der denkwürdigen Stätte vorbei. Der Alte war die lebendige Chronik der Stadt, er wußte auch, daß ich die Geschichte von Christian Heinrich Richter kannte. „Richters Garten“, sagte er in dem ihm eigenen trocknen Ton. Ich aber blickte hinüber zu den alten Steinen und segnete das Andenken des wackern Kauf- und Handelsherrn, der an seinen Mitbürgern zum barmherzigen Samariter ward und der da wußte, wozu ihm Gott in diesen Notzeiten den Reichtum gegeben hatte.

